

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 280.

Mittwoch, 1. Dezember.

1915.

(28. Fortsetzung.)

Der Orgel-Ängster.

Roman von Edela Müst.

[Nachdruck verboten.]

Am nächsten Morgen fuhr Herbert nach Hause. Als er spät am Abend in Hün-Dügelchen eintraf, ging er erst gar nicht in den Club, denn er wußte, daß von seinen intimen Bekannten außer Oberleutnant von Wedel noch niemand aus der Sommerfrische zurück war.

Und Dr. Wulffen, dessen Erholungsreise noch ausstand, kam jetzt bei eigener Praxis und der ganzen Vertretung des alten Gehren Tag und Nacht nicht aus der Klinik heraus.

So als Herbert schnell im Königshof und begab sich müde in seine Villa, von den rechtzeitig benachrichtigten Dienstboten erwartet. In aller Frühe ging es dann auf den Orgel-Ängster heraus — er fürchtete, daß ihm nicht viel Gutes bevorstand. Er sah auch nach eingehender Orientierung, daß ein bloßes Hineingucken seinerseits nichts ausrichten würde. Es war in den paar Wochen so manches ganz gründlich verfahren worden, es war jetzt nötig, dem Bauleiter und seinen Leuten scharf auf die Finger zu sehen, wenn der Schaden nicht erheblich wachsen sollte.

Mittags ging bereits eine Depesche nach Rügen ab, daß seine Anwesenheit in der Kolonie unumgänglich notwendig wäre, und daß er sich aus Bequemlichkeitsrücksichten bei Dr. Nachod im Sanatorium einquartieren werde, bis Frau und Kinder wieder daheim wären. Da er tausend Dinge mit Frau Deubenerster zu bereden hatte, so machte es sich von selbst, daß er bei ihr Kaffee trank, am zweiten Tage bei ihr einen Teller Suppe mitmachte und am dritten abends den Tee bei ihr einnahm.

Im Sanatorium war es ihm auch überhaupt zu laut, und die kranken Frauen erhöhten seinen Appetit nicht gerade.

In Frau Venes Neinem Heim, das sie so modern, aierlich eingerichtet hatte, fühlte er sich um vieles gemütlicher; zudem kochte sie sehr gut und keine Krankenkost, wie man sie ihm bei Dr. Nachod ruhig mitvorsetzte.

Es hatte auch einen eigenen Reiz für ihn, die hübsche Frau, die er bisher immer nur im Wirtshausumkreis kannte, als schlichte private Hausfrau wachten und um ihne sorgen zu sehen.

Es wurde ihm dann so warm ums Herz, und er freute sich, daß er sie vor Dina und Mutterchen so herausgestrichen hatte.

Ja, diese Frau war angesichts der Umgebung, in der sie gelebt, eine ganz merkwürdige Erscheinung. Und der Gedanke, daß wohl er und kein anderer es gewesen sei, der die Saat zu dieser Reife gebracht, singt an, ihn von Tag zu Tag mehr zu beglücken.

Er brachte ihr auch unaufgefordert wieder Bilder heraus, wie früher — sie sollte sich wieder besser orientieren über Dinge, mit denen die kultivierte Gegenwart sich beschäftigte und die sie in Jahren der Arbeit und Sorgen um die eigene Familie nicht hatte bewältigen können, und ihr auch nichts davon zugetragen wurde.

Sie las dann die ganze Nacht durch, und am anderen Tage erklärte er ihr, was ihr unklar geblieben

war. Bei seiner Frau lag dafür kein Bedürfnis vor, ihr flossen diese Quellen von selbst. Um so bestreitender war für ihn diese Lehrtätigkeit Vene Deubenerster gegenüber, und seine Freude daran erhöhte ihren Christgeiz. Ihr fehlte ja natürlich viel positives Wissen, aber wenn man das an einer so hübschen Frau an sich schon nicht zu beklagen wußte, auch wenn sie einer höheren Gesellschaftsklasse angehören möchte, so erachte Frau Vene diesen offensuren Mangel durch kluges Verständnis, leichte Auffassung, und ein überraschend schnelles Sichhineindenken in die ihr fernliegendsten Gegenstände. Auch machte es Herbert Vergnügen, auf Putti, der jetzt die richtigen Gassenjungenjahre erreicht hatte und darin schwelgte, erzieherisch zu wirken und Frau Vene in dieser Beziehung auch hilfreich sein zu können, und die jetzt oft vermischte kräftige Hand Onkel Streckers einigermaßen zu erkennen. Putti hing aber trotzdem sehr herzlich an ihm, und so führten sie alle drei ein „stillglückliches Familienleben“, wie Herbert gern scherzte.

Der sechste Tage war hereingebrochen, als von Rügen die Anfrage kam, ob er sehr böse wäre, wenn seine Damen noch acht Tage zulegten — es wäre gar zu lästlich da, sie könnten sich selbst so schwer vom Meer trennen, und die Kinder bettelten immerfort: Nicht abreisen, nicht abreisen! Ob er im Sanatorium wirklich so gut aufgehoben wäre, wie er schrieb, oder ob er seine Häuslichkeit doch zu sehr vermisste? Das ginge dann natürlich vor und sie würden „flaglos“ zum bestimmten Termin eintreffen.

Herbert las Dinas Brief zweimal, stellte ihn fort, zog ihn noch einmal hervor, las ihn wieder und setzte sich dann hin, um folgendes Telegramm niedezuschreiben:

Frau Dr. Gehren, Stubbenkammer, Rügen. Geboren Urlaub. Bin glänzend aufgehoben. Brief folgt. Herbert.

Er wollte jemand damit in die Stadt schicken, besserte sich aber und machte sich selbst auf den Weg. Es war auch gut, wenn er sich wieder mal in seiner Villa sehen ließ, er konnte dann gleich ein paar neue Bücher für Frau Vene mit herausnehmen, biographisches Material. Auch die Geige wollte er nicht vergessen. Frau Vene wünschte sich so sehr ihn mal spielen zu hören — warum sollte er ihr den Wunsch abschlagen?

Als er sein Dogcart bestieg, pfiff er vergnügt vor sich hin — ihm war so leicht zumute.

Wahrhaftig, fast als ob ihm ein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gegangen wäre! Als ob er jetzt eigentlich erst so recht Ferien hätte!

Zum Hause waren eine Menge Briefschaften eingelaufen, alle geschäftlicher und zum großen Teil unliebsamer Natur. Rechnungen, alte, schon verjährte Rechnungen, und ein ganzer Stoß neuer, vom Maifest her.

Ja, wo das Geld blieb!

Zum ersten Oktober hieß es, mindestens einige gewaltige Löcher aufzupfen.

Das wären ja alles Lappalien, wenn die versigte Bauerei nicht wäre.

Und doch: die „Bauerei“ war ihm innerste Herzenssache geworden, war ihm nie lieber als jetzt. Er wußte selbst nicht recht warum — abgesehen davon, daß Vene Deubenerreiter so reizend darin verwandelt war. Das kam ihm immer noch nicht klar zum Bewußtsein. Es gab, seinem Empfinden nach, nur so eine warme Unterströmung, sonst . . .

Er vertiefte sich immer mehr und mehr in die Rechnungen, suchte älteres, zehnmal eingelaufenes Mahnmaterial aus dem Schreibtisch hervor, addierte und multiplizierte, und darüber ward es Mittag und Nachmittag.

Als er wieder auf dem Orgel-Anger anlangte, hörte er, daß ein Maurer schwer verunglückt war. Man hatte ihn zu Dr. Wulffen in die Klinik gefahren, nachdem Dr. Nachod ihm den ersten Verband angelegt hatte. Die Gemeiter waren noch voll davon — Frau Vene in großer seelischer Eregung.

Es kam schließlich heraus, daß Triümpe nach langer Abwesenheit wieder auf dem Bau gewesen war. Er war angenehmlich viel früher aus seiner Sommerfrische zurück als sonst und langweilte sich wohl in der Stadt. Er sei bei ihr vorgesprochen, um zu sehen, wie sie wohnte und wie sich die Wohnung möbliert mache. Er hätte fast zwei Stunden bei ihr gesessen, und ihr einen schönen weißseidenen gestickten Schal aus Karlsbad mitgebracht. Sie habe das Geschenk durchaus ablehnen wollen, aber er habe beleidigt getan und den Schal einfach nicht wieder mitgenommen. Um ihn nur los zu werden, habe sie ihn dann endlich aufgesondert, sich die vorgeschrittenen Häuser anzusehen.

„Ja, was will der Kerl eigentlich von Ihnen?“ platzte Herbert zornig heraus, als am Abend beim Tee noch einmal die Rede auf Triümpe's Besuch kam.

„Mir lästig fallen!“ sagte Vene Deubenerreiter, ein wenig über Herberts Wutausbruch lachend.

„Da stimmt mir etwas nicht! Wenn ein halbwegs gebildeter Mensch bei einer Frau andauernd Fiasco macht, so gibt er es doch auf — es läßt sich niemand jahrein jahraus als Lust betrachten, er bleibt endlich von selbst weg!“

„Was wollen Sie damit andeuten, Herr Doktor?“ fragte Frau Vene in strengem Ton.

„Dass Sie ihn andauernd ermutigen! Früher in der Waldchenke brachte das Geschäft es mit sich, da mußten Sie vielleicht manches anhören, ohne aufzucken zu dürfen. Aber hier? Dies ist mein Grund und Boden, und wer Sie hier belästigt, den jage ich mit der Peitsche vom Hof.“

„Ach doch nur nicht gleich so!“ beruhigte Frau Vene. „Ich bitte Sie, da könnte etwas entstehen, was ich mir mein Tag nicht vergeben könnte! Glauben Sie, der Triümpe liege sich nur so mit der Reitpeitsche davonjagen? Herr des Himmels, das könnte ich nicht verantworten, was daraus entstünde!“

„Weil's Ihnen doch ganz schmeichelhaft ist, daß der flotte Triümpe, der bei allen Weibern Hahn im Körbe ist, sich von Ihnen gängeln läßt und nicht müde wird . . . man kennt das!“

„Nu, mir macht's keinen Spaß! Aber er wird's schon satt kriegen und wegbleiben — da brauchen Sie sich nicht drein zu mischen. Schließlich, ich bitt Sie, Herr Doktor, was geht Sie denn die Sache an! Überlassen Sie das einem eisenhüttigen Liebhaber, wenn sich überhaupt noch mal einer zu mir findet!“

Frau Deubenerreiter deckte lachend den Tisch ab und redete von anderen Dingen.

In Herbert kochte etwas. Er hatte sich mit dem Rücken gegen das kleine Büfett gelehnt und sah ihren Hantierungen mit lauernden Bliden zu. Auf alles, was sie sprach, gab er keine Antwort. Er fing an zu räuchern und schien über etwas nachzudenken. Da es besonders spät geworden war, brachte Vene den kleinen Butti erst mal zu Bett. Als sie wieder kam, stand Herbert noch an derselben Stelle. Sie nahm eine Handarbeit vor und setzte sich wieder an den Tisch.

Als Herbert sich immer noch nicht rührte, sagte sie, ohne sich nach ihm umzudrehen, freundlich bittend:

„Ich dachte, Sie wollten mir heute abend hübsch was vorfiedeln, Herr Doktor . . . ach bitt' schön, ja?“

Herbert schwieg.

Da wandte Frau Vene sich mit dem ganzen Oberkörper herum, stützte die Hände auf den Tisch und sagte erregt: „Man kann aber wirklich heut seine Ruhe mit Ihnen verlieren!“

„Wirklich? Na, Gott sei Dank, denn gerade Ihre Ruhe treibt mich aus den Füßen!“

„Was haben Sie aber nur? Man sollte wirklich meinen . . .“

„Was? Was sollte man meinen?“

„Gott steh mir bei: daß Sie dem Triümpe nach dem Leben trachten, weil Sie gar wie rasend in mich vernarrt sind! Ich denke, das lassen wir schlafen — die alten Kinderzeiten sind vorüber — wir haben inzwischen jeder unser Teil gehabt und sind zufrieden, daß es so gekommen ist!“

Jetzt hatte Herbert sich vom Büfett losgelöst und war ihr näher getreten. Sie sahen sich in die Augen, und Frau Vene senkte endlich den Blick vor dem seltsamen Ausdrucke, mit dem Herbert ihr ins Gesicht starnte. Mit hochroten Wangen lehrte sie sich langsam um und griff nach ihrem Nähzeug. Da packten zwei feste Arme sie von hinten und rissen sie in die Höhe.

„Vene . . . !“

„Was soll das, Herr Doktor . . . ?!“

„Vene, bist du schlecht geworden oder spielst du die Komödie aus reiner Verzweiflung, weil die Erinnerungen zu heftig in dir toben?“

„Und wenn?!“ sagte Vene tonlos, und versuchte sich mit einem Ruck von ihm freizumachen.

Aber Herbert hielt sie bei den Schultern fest und küßte mit glühenden Lippen ihre Wangen, ihr Haar, bis sie endlich auch ihren Mund bot, die Arme leidenschaftlich um ihn schlang und ihn wie toll wiederküßte.

„Zehn Stücke ich dir was vor“, rief Herbert. „Mein Liebeslied.“

Er spielte wie in einem tollseligen Rausch — die ganze freudige Jugendliebe blühte noch einmal auf, so frisch, so froh, so voller ungelöster Unendlichkeiten.

(Fortsetzung folgt.)



Aufrechtig zu sein, kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht.
Goethe.

Syrien, ein Land der Zukunft für deutsche Kulturarbeit.

Durch das politische Bündnis und die Waffenbrüderlichkeit im Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde hat die Türkei für uns eine Zukunftsbedeutung gewonnen, deren Tragweite kaum hoch genug eingeschätzt werden kann. Daß die landläufigen Ansichten und Vorurteile über Land und Leute wenig zutreffen, sehen wir schon an der bewundernswerten Tatsache, wie gründlich und für orientalische Verhältnisse höchst erstaunlich seit dem letzten Balkankriege im Herze und in der Verwaltung reorganisiert ist und wie prachtvoll sich die türkischen Soldaten schlagen. Dem starken englischen und französischen Einfluß hat der Krieg ein Ende bereitet; für deutsche Kultur und deutschen Handel ist das Feld frei. Das gilt es nun zu bedenken. Zunächst aber müssen wir den Boden kennen lernen, in den wir unsere Pflugschar einzusetzen sollen. Ein wirklich zuverlässigen und brauchbaren Hilfsmitteln, sich über die türkischen Länder zu unterrichten, fehlte es bisher gänzlich. Diesem Mangel hilft nun eine Länder- und Völkerkunde eines der besten Kenner des Orients Ewald Banse ab, die unter dem Titel „Die Türken“ in diesen Tagen bei Georg Westermann in Braunschweig erscheint und durch die künstlerische Darstellung des reich illustrierten Materials allgemeine Beachtung verdient. Von ganz besonderem Interesse ist die Schilderung Syriens, das unter den türkischen Ländern für uns eins der wichtigsten ist, aber in seiner Eigenart noch recht wenig beachtet wurde: „Nicht so groß und heroisch wie

Unatolien, nicht so braun-ablehnend wie Armenien, nicht so gelb-kahl wie Mesopotamien ist Syrien, das Land der kleinen Engelsäuge, der sauberen Pinselstriche auf hellem Grunde, reizend wie die goldenen und silbernen Filigranarbeiten seiner kunstvollen Edelschmiede. . . . Blühender Ackerbau, Eigenhandel, Durchgangshandel von wie nach Mesopotamien und Persien, West- und Innerarabien, Indien und China, gesundes Klima — diese Vorteile machen Syriens Charakter aus. Sie bedingen seinen Wohlstand, der auch in schlechten Zeiten für orientalische Verhältnisse ansehnlich geblieben ist und uns schon im gravesten Altertum in den Phöniziern verkörpert entgegentritt, den am Saume des reichsten Küstenlandes stehenden Beherrschern des westöstlichen Großhandels. (Dieser Eigen- und Fremdhandel, welcher nicht um Syrien herum läuft, hat das Land seit Jahrhunderten befruchtet und es zum Lande der Karawanenstraßen und heute zu dem der Eisenbahnen mit schon fünf Querlinien gemacht.) Vene Vorteile bedingen die Mischung der Rasse, aus der sich auf heutischer Grundlage und mit hauptsächlich semitischer Beeinflussung vermöge der Eigenart des Reliefs eine Reihe von Nationalitäten entwickelte. Sie bedingen die Intelligenz des Syriens, die durch vielseitige kulturelle Einflüsse und durch wirtschaftliche Begünstigung im Alter eines gefunden, meist nicht erschaffenden Klimas sich herausschildern konnte. Das Land Syrien hängt an der Wimper Vorderasiens. Wie Unatolien die Brücke Vorderasiens nach Europa bildet, so ist Syrien der Hafen derselben zum Mittelmeer. Es ist eine liebenswürdige und oft ein wenig toxische Mischung von Meeresbeziehungen und Landgebundenheit, von Galeere und Karawantier, ähnlich wie es im Orient sonst nur noch das zierliche Tunesten ist; und es paßt nicht übel zum Charakter Syriens, daß das elegante französische Element hier einen solchen Einfluß zu erringen vermoht hat. . . . Die günstige Verkehrslage, die reiche natürliche Ausstattung und der bedeutende Satz von Christen in der eingeborenen Bevölkerung (fast ein Drittel) haben schon seit längerer Zeit die begehrlichen Augen der Franzosen, Engländer und neuerdings selbst der Russen auf Syrien gelenkt. Durch Gründung von höheren und niederen Schulen und Kindergarten (die französischen vor dem Weltkrieg mit etwa 48 000 Schülern), von Krankenhäusern und Bibliotheken, von arabisch gedruckten Zeitungen und elektrischen Anlagen, von Eisenbahnen und Postergütern suchen sie spätere politische Maßnahmen mit einer friedfertigen Verwogenheit vorzubereiten und namentlich die christliche Bevölkerung in ihrem Sinne (bisher meist französisch) zu zivilisieren. Es ist an der Türkei alles aufzubieten, dieses für den Bestand ihres Reiches und Ansehens unabdingt erforderliche Land fest an sich zu knüpfen; denn ganz abgesehen von seinen Erträgenschaften und seinem tüchtigen Soldatenmaterial stellt es die Verbindung Kleinasiens her mit Arabien, dessen heilige Stätten die immer noch gewaltige Bedeutung des Sultanats als Vormacht der 240 Millionen Mohammedaner bedingen, und es beherrscht die Weltstraßen zwischen West und Ost, zwischen Europa und Indien. Der Anfang ist gemacht, als die Pforte im Weltkrieg die Anstalten, namentlich die der Franzosen, aufhob und den Schlüssel fachte, die französischen Bahnlinien durch die Verwaltung der Hedschasbahn zurückzulassen."



Aus der Kriegszeit.

Auf dem Friedhof der Lorettohelden in Lens. Wer mit unseren Feldgrauen in ausgedehntem Briefwechsel steht, dem wird die merkwürdige Beobachtung nicht entgehen, daß sie auffallend viel Ansichtskarten aus dem Feld schicken, auf denen Kirchen und Friedhöfe abgebildet sind. Diese Tatsache läßt uns einen Blick in das Seelenleben unserer Krieger tun. Sie sind besinnlich geworden, sie sehen das Leben im Ewigkeitslicht an. Kein Wunder, denn sie bewegen sich ja nun schon über ein Jahr auf dem schmalen Pfad zwischen Tod und Leben. — Und Welch eine Pietät bemeissen sie ihren gefallenen Kameraden gegenüber. Es ist geradezu rührend, zu beobachten, mit welcher Sorgfalt und Liebe sie die Grabstätten der Brüder anlegen, ausschmücken und pflegen. Der Heldenfriedhof ist ihnen ein Heiligtum. Das kann allen denen, die einen teuren Angehörigen draußen in Feindesland liegen haben, ein Trost sein und zur Aufrichtung dienen. Ein hervorragender Beweis für das Gesagte ist in der Anlage des Friedhofs

zu Lens zu erblicken, auf dem ein großer Teil der Lorettohelden eine Ruhestätte gefunden hat. Ich meine den mit größter Umsicht und Sorgfalt hergerichteten Körpersfriedhof des 14. Armeekorps. Die Anlage stammt von Oberleutnant von Hugo, die Beplanzung von Unteroffizier Laitenberger. Zweieinhalb Tore führen zu dem quadratisch angelegten Friedhof, der mit einem Staket und Baumreihen eingefriedigt ist. Breite, wohl gepflegte Wege teilen ihn in 16 geschmackvoll abgegrenzte Felder, auf denen die einzelnen Truppengattungen und Regimenter ihre Kameraden geborgen haben. An der linken Seite ziehen sich zwei lange Massengräber hin, die einen besonders erschütternden Eindruck erwecken. Dem Haupteingang gegenüber befindet sich auf einem großen, freien Platz ein Blumenbeet, aus dem sich ein schlichter, aber imposanter Gedenkstein erhebt mit der Inschrift XIV. A. K. Dahinter erstreckt sich ein rechtwinklig geformtes, mit Bäumen eingefasstes Feld, das die Offiziersabteilung darstellt; um daselbst gruppieren sich die gleichfalls mit Bäumen und Sträuchern versehenen anderen Felder in edler Liniengliederung. Hinter der Offiziersabteilung erhebt sich ein Denkmal, das den meisten Lesern aus illustrierten Zeitungen bekannt sein wird; auf einem vierseitigen, behauenen Stein steht eine beflügelte Engelsgestalt, die Hände auf ein Schwert stützend, treue Wacht haltend über der Stätte, da so viele edle deutsche Männer austraten, nachdem sie ihre heilige Pflicht für das Vaterland erfüllt und ihre Liebe zu Kaiser und Reich mit dem ehrenvollen Helden Tod bezahlt haben. Auf der Vorderseite des Sockels lesen wir die Inschrift:

Den
in den Kämpfen um
Loretto
ruhmvoll gefallenen
Helden.

Nur mit tiefer Wehmut richten wir unsere Gedanken hin zu den Gräbern all dieser tapferen Helden, die das Heilandswort in die Tat umgesetzt haben: „Niemand hat größeres Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“ und ihre friedenumwobenen Grabstätten rufen uns die Mahnung an:

„Vergib die treuen Toten nicht und schmücke
auch unsere Urne mit dem Eichenkranz.“

Das ist schon geschehen, und es wird auch fürderhin so sein, so lange Deutsche auf dem Erdboden wohnen!

Ein unerschrockener Lehrer. Die Stellung der Kompanie hatte am 15. Juni 1915 ganz besonders unter schwerem Artilleriefeuer zu leiden. Ungezählte Tausende von Granaten mittleren und schweren Kalibers ebneten die Gräben teilweise vollkommen ein. In dieser kritischen Zeit stand der Einjährig-Freiwillige Gefreite Kurt Herbert Meusel — Lehrer in Chemnitz — auf Posten, die Augen unbläsig und unbekümmert um den schrecklichen Granatregen auf die gegenüberliegende feindliche Stellung gerichtet. Die nach allen Seiten hin einschlagenden Geschosse, wirbelten mächtige Erdwölken auf, die die Beobachtung ungemein erschwerten. M. sah deshalb ab und zu über die Brustwehr hinaus, um besser sehen zu können, und erhielt dabei einen Kopftreffer. Wiederholt von seinem Buge und Gruppenführern aufgefordert, sich verbinden zu lassen, verweigerte er jede Hilfe und ließ sich nicht verbinden, sondern beobachtete weiter die feindliche Stellung und verblieb auf seinem Posten, bis er abgelöst wurde. Als hierauf bekannt wurde, daß weitere rechts Kameraden verschüttet seien, eilte er dahin und grub im schwersten Artilleriefeuer den Unteroffizier Winter und den Reservefritz Erler aus und brachte sie vorläufig an eine weniger beschossene Stelle des Grabens. Unter eigener Lebensgefahr holte er dann von vorn einen Sanitätsunteroffizier herbei und leistete diesem beim Verbinden der Verwundeten kraftige Hilfe. Wieder und wieder wurde er aufgefordert, sich verbinden zu lassen. M. kam dem jedoch nicht nach, sondern trug noch nacheinander zwei Verwundete im schwersten Artilleriefeuer auf dem Rücken bis in die Reservestellung und bewirkte hier ihren sofortigen Weitertransport. Heftig erstaunte er den Aufforderungen Folge und ließ sich verbinden. Inzwischen war das feindliche Artilleriefeuer aufs höchste verstärkt worden, trotzdem beobachtete M. freiwillig den Feind und meldete schließlich rechtzeitig den erkannten englischen Angriff dem Zugführer, der daraufhin sofort eine wirksame Verteidigung veranlaßte. Auch davon nahm M. hervorragenden Anteil. Am 18. 6. 1915 wurde wieder die ganze Stellung der Kompanie mit Geschossen schwersten Kalibers eingebre-

Die meisten Minterstollen waren bereits verschüttet. M., der sich heute mit in dem Unterstand des Zugführers befand, stellte sich freiwillig diesem zur Verfügung und holte Erbsatz für die verschüttete Munition, namentlich aber Handgranaten heran, und verteilte sie im heftigsten Trommelfeuer unter die Gruppen des Auges. Bei der späteren Verteidigung wurde M. durch einen schweren Kopfschuss verwundet und brach bestimmtlos zusammen. Bei dem wiedererlangten Bewußtsein äußerte er seine größte Verteidigung über die zweite siegreiche Abwehr des Feindes, ein Schmerzenslaut trotz sehr schwerer Verwundung kam nicht über seine Lippen. Für sein hervorragend tapferes Verhalten ist Meusel zum Unteroffizier befördert worden und hat am 9. 7. 1915 das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten.

Wie das Kammibrot entsteht. Mehr noch als daheim im bürgerlichen Leben spielt brauchen im Feld das Brot die Hauptrolle in der Ernährung. Das sogenannte Kammibrot, dessen Name bis auf den 30jährigen Krieg zurückgeht, ist stets der unentbehrliche Begleiter des Soldaten im Krieg gewesen. Die Bezeichnung Kammibrot wurde von den Truppen Wallensteins geprägt. Als Wallenstein auf seinem Zug nach Stralsund durch die verarmte Mark marschierte, mußte er, da die Einwohner nicht die erforderlichen fertigen Brotmengen liefern konnten, eine eigene Brotkommission einsetzen. Daher erhielt das Brot die Bezeichnung Kammibrot, aus der später Kammibrot wurde. Die Produktion des Kammibrotes und die Verpflegung der Truppen ist stets eine große Sorge der Heeresleitung gewesen, die im Lauf der Zeit durch die Veränderungen der Kriegsführung zu einer immer gewaltigeren Aufgabe wurde. Die Schaffung und Aufteilung des Kammibrotes im gegenwärtigen Krieg stellt, wie einer fachmännischen Betrachtung des Königl. Hofbäckermeisters Heil im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift "Über Land und Meer" zu entnehmen ist, eine umfassende organisatorische Unternehmung größten Maßstabs dar: "Der Soldat empfängt als tägliche Brotmenge 750 Gramm. Die Brote selbst wiegen 3 Kilogramm und werden erst ausgegeben, nachdem sie einige Tage abgeworden sind. Wir sollen 70 Prozent unseres Bedarfs an Kohlehydraten durch Brot, die übrigen 30 Prozent durch Gemüse, Suppen usw. decken, und da nun der tägliche Notbedarf an Kohlehydraten 500 Gramm beträgt, so sind 70 Prozent hier von 350 Gramm, und diese Menge ist in 750 Gramm Brot enthalten. Trotz des Appetits in den jungen Jahren, der starken Bewegung und des vielen Aufenthalts in der frischen Luft genügt die tägliche Menge des Kammibrotes vollkommen zur Sättigung. Das viele Kammibrot, das seinen Weg aus der Kaserne in die Zivilbevölkerung findet, ist der beste Beweis für die reichliche Vemessung. Die Erfahrung des Kriegs hat sogar gezeigt, daß von den einberufenen Soldaten in älteren Jahren die tägliche Ration nicht gebraucht wird." Die Mischung des Brotes ist in günstiger Weise den Anforderungen angepaßt: "Das Kammibrot besteht aus einer Mischung von Roggenschrotmehl, Wasser und Salz. Während die Lockerung bei dem Weizenbrot unter Benutzung von Hefe erfolgt, geschieht diese bei dem Kammibrot durch Sauerteig. Die Anwendung desselben ist uralt und bildet heute noch die Grundlage für ein gutes Gelingen." Zur Herstellung des Kammibrotes werden heute die modernsten maschinellen Einrichtungen verwendet: "Eine Knetmaschine macht beispielsweise in 5 Minuten einen Teig von 18 Zentnern, und ein Doppeldampfsdösen bäckt in einer Tag- und Nachschicht ungefähr 6000 Kilogramm Brot. Die Bereitung des Kammibrotes im Feld lehnt sich der im Frieden im allgemeinen an, unterscheidet sich jedoch hinsichtlich der zur Verwendung kommenden Öfen, Knetmaschinen und Gerätschaften ganz wesentlich. Wie unsere Heeresverwaltung alle Erfindungen sich für ihre Zwecke nutzbar gemacht hat, sind auch die Feldbäckereien mit ganz modernen Hilfsmitteln ausgestattet. Neben einer großen Leistungsfähigkeit ist hierbei besonders Wert auf die Beweglichkeit der Feldbäckereikolonnen gelegt, und wie wichtig dies ist, zeigt uns der gegenwärtige Krieg. Jede Division hat eine Feldbäckereikolonne, zu der zwölf fahrbare Feldbäcköfen gehören. Die Kolonnen folgen entweder den Truppen unmittelbar oder sie arbeiten in den Etappen, und je nach der Ortslichkeit richten sie sich ein. Im ersten Fall wird das Kneten des Teiges und Formen des Brotes in den Zelten gemacht und die Brote auf freiem Feld in den

fahrbaren Öfen gebacken; in den Etappen werden teilweise auch in vorhandene Gebäude massive Öfen eingebaut. Wegen der Ausführung der Mengen des zu verarbeitenden Rohmaterials und der Beförderung des gebakkenen Brotes muß der Ort der Kolonne günstig liegen, andererseits soll er auch möglichst geschützt vor dem Feind sein. Fliegerangriffe auf Bäckerkolonnen sind sehr häufig. Stößt die Truppe bei dem Vorgehen auf Mühlen mit großem Lager oder Mehlmagazinen, so wird die Bäckerei in deren Nähe gebracht."

Fräulein Eddy und die "Christliche Wissenschaft". Im Laufe der Verhandlungen in dem Berliner Sientisten-Prozeß, der im Beurteilungsverfahren noch einmal die Gerüchte bestätigt wird, wurde vielfach der Name der Amerikanerin Eddy genannt, die als die Begründerin der sogenannten "Christlichen Wissenschaft" angesehen wird. Interessante Aufschlüsse über die Entstehung der christlichen Wissenschaft im Rahmen des amerikanischen Sektenwesens sowie über die Person der Fräulein Eddy selbst gibt Fritz Voehling in einem im Verlag von Eugen Diederichs erschienenen Buch "Über den amerikanischen Frauenszt". Die "Christliche Wissenschaft", die echt amerikanischen Ursprungs ist, war das stärkste Ergebnis der großen Bewegung des amerikanischen Sektenwesens: "Ihre Stärke, ja der Schlüssel ihres Triumphes lag in der unmittelbar praktischen Richtung ihrer Biene. Sie sah die Annahme vor, daß die Geister nicht etwa nur in einer allgemeinen mythischen Wechselwirkung, sondern in einem unmittelbaren gegenseitigen Kausalzusammenhange stehen." Als Führerin dieser Bewegung trat die Amerikanerin Mary Glover Eddy auf, nach der die "Christliche Wissenschaft" der Sientisten auch die Bezeichnung "Eddynismus" erhielt: "Es ist in mehrfacher Weise bezeichnend, daß der Prophet des neuen Glaubens eine Frau war. Nur ein weibliches Gemüt ist eines so schrankenlosen Optimismus fähig, der vom Willen und der Erkenntnis geradezu alles erwartet. Aber auch die Form, in der das Glaubenssystem niedergelegt ist, verrät deutlich die weibliche Hand. Nach logischer Entwicklung und Ordnung der Gedanken sucht man darin vergebens; eine sprunghafte Ideenführung verbindet sich mit einem blumigen Stil. Es ist interessant, die persönliche Verehrung Fräulein Eddys zu betrachten. Eine Darstellung des Fräuleinfultus von höchster Intensität. Aus engen und ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, hat die Gründerin der Christlichen Wissenschaft in ihrem schicksalvollen Leben zwei Eigenschaften nie verloren: eine große organisatorische Energie und eine Macht über die Menschen, zu der ihr Geschlecht und ihre Schönheit wohl keinen geringen Teil beitragen. Das System ihrer Lehre hat sich nur allmählich herausgebildet; in seinen Grundlagen geht es auf die Heilpraxis eines Phineas Parkhurst Quimby zurück, zu dem Fräulein Eddy in schweren notrobenen Leiden ihre Zuflucht nahm. In die Zeit, da schon das größere Wachstum der Sekte begann, füllt die Heirat mit ihrem dritten Gatten, dem jüngeren und ergebenen Schüler Eddy. Der Übergläubische Fräulein Eddy findet nur noch in ihrem kapitalistischen Etrieb eine Parallele. Es ist auffallend, daß sie, die sich so gern und häufig mit Christus vergleicht, in ihren späteren Lebensjahren ein Vermögen versteuerte, das eine Million Dollar erheblich überstieg. Wäre es ihr allein um Ausbreitung ihrer Lehre zu tun gewesen, so hätte sie den Verkaufspreis der billigsten Ausgabe von "Science and Health" kaum auf 8,18 Dollar festgesetzt, wovon 1,50 Dollar ihr, so lange sie lebte, als Reingewinn zufließen. In welchem Gegensatz zeigt sich das Bestreben der modernen Bibelgesellschaften, die die Schrift in möglichst billigen und dabei doch guten Ausgaben unter das Volk zu bringen! — Fräulein Eddy bediente sich freilich eines anderen Mittels, um ihre Lehre populär zu machen: der Reklame. Sie ließ in den Zeitschriften der Sekte Briefe und Berichte veröffentlichen, worin Neubekehrte ihre wunderbaren Heilungen schilderten, ja, wo Erfolge im Leben und nicht zuletzt im Geldmachen unmittelbar auf den beglückenden Einfluß der neuen Lehre zurückgeführt wurden; sie verkaufte ihre Photographie, die, stark retuschiert, das Bild einer Heiligen darstellt, zu einem hohen Preise, und wer sie in ihrer Villa in Pleasant View bei Boston besuchte, konnte sich schwierlich mit guter Art zurückziehen, ohne einen ihrer Erinnerungsstücke, der in Gold 5 Dollar, in Silber 3 Dollar kostete, erstanden zu haben. Gestorben ist sie aber doch, sehr zur Bestürzung vieler ihrer Anhänger, die bestimmt gehofft hatten, sie werde auch über den Tod triumphieren."